

dtv

Was geschieht, wenn ein selbsternannter »Totbeter« einem Staatsanwalt sein Geheimnis verrät und dieser sich rauschhaft daranmacht, durch den bloßen Einsatz von Geisteskraft unliebsame Zeitgenossen zu beseitigen? Wenn ein Chemiker Hunde zur Explosion bringt, weil er deren Gebell nicht mehr ertragen kann? Jemand sein Ei mit dem Schraubenzieher öffnet? Einmal mehr entführt Herbert Rosendorfer seine Leser in eine Welt, die bevölkert ist von skurrilen, neurotischen und verschrobenen Gestalten. Wie kein Zweiter versteht er es, gut zu unterhalten und dabei geistreich die Absurditäten des Daseins bloßzulegen.

Herbert Rosendorfer, 1934 in Bozen geboren, ist Jurist und Honorarprofessor für Bayerische Literaturgeschichte. Er war Gerichtsassessor in Bayreuth, dann Staatsanwalt und ab 1967 Richter in München, von 1993 bis 1997 in Naumburg/Saale. Seit 1969 zahlreiche Veröffentlichungen, unter denen die »Briefe in die chinesische Vergangenheit« (dtv 10541 und 21173) am bekanntesten geworden sind. Die meisten seiner Bücher erscheinen als Taschenbücher bei dtv. Herbert Rosendorfer ist Mitglied der Bayerischen Akademie der Künste, er wurde mit zahlreichen bedeutenden Auszeichnungen geehrt. Er lebt mit seiner Familie in Südtirol.

Herbert Rosendorfer

Monolog in Schwarz
und andere dunkle Erzählungen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Dem Andenken meines alten Freundes
Nils Wiberg (1934–2007)
gewidmet.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Januar 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 2007 Langen *Müller* in der
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung
eines Fotos von Corbis/Solus-Veer
Satz: Filmsatz Schröter, München
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13842-0

INHALT

Monolog in Schwarz	7
Die Hunde-Vernichtung	16
Der Totbeter	22
Bericht des reisenden Musikenthusiasten ...	54
Wie ein Meisterwerk entsteht	66
Der Positive	70
Der Dicke	93
Träumende Schulweisheit	101
Noch zwei Stunden bis Sevilla	134
Mr. Frank	139
Die Geschichte Derer von Ittenlohe	167
Deutsche Weihnacht	180
Scherzo für einen Maler	188
Monolog des Kunstprofessors	205
Lied ohne Worte ohne Lied	211

MONOLOG IN SCHWARZ

Ich spreche leise zu Ihnen. Ich weiß nicht, wie gut seine Ohren sind. Die Entfernung ist nicht groß. Ich beobachte ihn seit Wochen. Seit wann er mich beobachtet, weiß ich nicht. Er beobachtet mich Tag und Nacht, das heißt: sooft ich aus dem einen Fenster dort schaue, das einzige Fenster, das in die betreffende Richtung geht. Sie sehen es dort, das Fenster, es ist verhängt, mit einem Laken verhängt. Für einen richtigen Vorhang habe ich kein Geld, oder besser gesagt: Wieso soll ich mein Geld, von dem ich, das dürften Sie schon an meinem Aufzug sehen, wie ich hier vor Ihnen sitze, nicht gerade übermäßig habe, für einen Vorhang ausgeben, nur weil der Schwarze Tag und Nacht zu mir herüberschaut, über kurze Entfernung, über relativ kurze Entfernung – jetzt habe ich den Faden verloren. Was wollte ich sagen? Weiß nicht mehr. Weiß nicht mehr. (Pause.)

Ob er überhaupt ein Schwarzer ist? Und nicht eine Schwarze? An und für sich ist die Entfernung kurz genug, daß man sowas erkennen könnte, aber sie, oder er, trägt – wie soll man sagen – ach so, jetzt weiß ich wieder, was ich vorhin sagen wollte: daß ich nicht weiß, logischerweise nicht weiß, ob er mich Tag und Nacht beobachtet. Oder schaut er nur so herüber? Ohne mich zu beobachten? Schaut nur in meine Richtung? Ungefähr in meine Richtung? Ich interessiere ihn gar nicht? Er schaut durch mich

hindurch? Tag und Nacht? Ja, das wollte ich sagen: Ich weiß selbstredend nicht, ob er – oder sie, wie gesagt – wirklich Tag und Nacht zu mir herüberschaut oder in meine Richtung schaut, obwohl ich schon eher das Gefühl habe, er schaut keineswegs nur so zu mir herüber, durch mich hindurch, quasi, ich habe schon eher das Gefühl, er schaut, wenn man es so ausdrücken kann, gezielt zu mir herüber, er fixiert mich förmlich. Mit starrem Blick. Er hat sich noch nie bewegt. Sitzt Tag und Nacht da – also, ich wiederhole – nein, ich wiederhole nicht, habe es ja noch gar nicht gesagt: Ich weiß, logischerweise, nicht, ob er wirklich Tag und Nacht herüberschaut; jedenfalls aber, sooft ich aus dem Fenster schaue, sitzt er dort, in seinen weißen Burnus gehüllt, oder wie man sagen soll, und fixiert. Ein Schwarzer oder eine Schwarze in einem weißen Burnus, eine Art Kapuze über dem Kopf, was, das ist nachzuholen, selbstverständlich erschwert zu erkennen, ob es sich um einen Schwarzen oder eine Schwarze handelt. Ein schneeweißer Burnus, Sie verstehen, so ein Umhang, ein loser, in Falten fallender Umhang oder Überwurf. Die Augen im Schatten. Der Blick stechend.

Sie fragen, woher ich das weiß, »der Blick stechend«? Wo sich die Augen im Schatten befinden? Ich bitte, wenn einer – oder eine – so unbewegt, so förmlich starr oder besser gesagt: wie versteinert oder zu Marmor geworden Tag und Nacht so dasitzt, dann muß er einen stechenden Blick haben. (Pause.) Es wäre ja ein großer, um nicht zu sagen unglaublicher Zufall, wenn er nur jedesmal, wenn ich aus dem Fenster schaue, auch aus dem Fenster schaute. Ich meine, nur dann aus dem Fenster schaute. Also, wenn wir

immer zufällig gleichzeitig aus dem Fenster schauen. Ein nahezu unbegreiflicher Zufall. Das wäre förmlich die Aneinanderkettung zweier Schicksale. Wenn ich jetzt dort nach hinten gehe, zu meinem hinteren Fenster, das Laken wegziehe, würde ich ihn quasi zwingen, vielmehr gezwungen haben, sich wenige Sekunden vorher in seinen Burnus – oder, wie gesagt: in ihren Burnus – tragen schwarze Weiber eigentlich Burnusse? gleichgültig – sie, wenn sie eine Sie ist, trägt einen – also zu hüllen und sich hinzusetzen ... (erschrickt) oder er zwingt mich ... ich wollte nämlich jetzt nach hinten gehen ... wollte er mich zwingen? Hat er sich in seinem weißen Burnus hingesetzt, um mich quasi zu zwingen, das Laken von meinem Fenster zu ziehen und hinüberzuschauen? (Pause.) Ich tue ihm den Gefallen nicht. Ich schaue nicht hinüber. (Pause.) Ich lasse mich nicht zwingen. Nicht von einem Schwarzen in einem weißen Burnus.

Oder – (kichert) wenn ich beschließe, nicht hinüberzuschauen, und schaue doch hinüber? Vielleicht ist er dann nicht da, weil er meint, daß er mich diesmal nicht zwingen hat können? (Er schleicht zum Fenster, hebt nur den Zipfel des Lakens, schaut, kehrt dann zu seinem Stuhl zurück. Nach einer Pause:) Er sitzt da. Hat er mich jetzt gezwungen, obwohl ich gar nicht eigentlich geschaut habe, weil ich ja, wie gesagt, gar nicht schauen wollte? Mich entschlossen hatte, nicht zu schauen? Also eigentlich nicht geschaut habe? »Eigentlich nicht schauen« ist aber doch schauen. Sehe ich ein. Vielleicht ist er auch dann nur eigentlich nicht dagesessen ... Sie verstehen, was ich meine. Ob er jetzt dort sitzt? Obwohl ich nicht schaue?

Ich werde es nie erfahren; es ist wie mit dem Licht im Kühlschrank. Ich habe keinen Kühlschrank mehr. Was soll ich mit so was anfangen. Aber ich hatte einen Kühlschrank. Wenn er offen war, brannte immer das Licht. Angeblich – angeblich! – erlosch das Licht, wenn man ihn schloß. Wie überprüfen? Schließen – ganz schnell wieder aufmachen – nachschauen? Geht nicht. Das Licht brennt ja sofort wieder. Kein Guckloch, kein Fensterchen – nichts. Ich habe, gestehe ich, schon mit dem Gedanken gespielt, mich – für kurze Zeit, versteht sich, es hätte ja eine Minute, eine halbe Minute, ach was, eine Sekunde, genügt – im Kühlschrank einschließen zu lassen. Damals hat noch meine Mutter gelebt. Ob sie Verständnis für das Experiment oder vielmehr diese experimentelle Überprüfung gehabt hätte, bezweifle ich. Schon aufgrund ihrer extremen Schwerhörigkeit wäre es schwierig gewesen, ihr die ganze Angelegenheit zu erklären. Und bis sie das begriffen hätte! Wo sie schon viel einfachere Dinge nicht oder nur ganz, ganz langsam begriffen hat.

Zum Beispiel, daß ich grundsätzlich das weiche Ei beim Frühstück mit einem Schraubenzieher öffne. Geöffnet hab'. Ich esse keine weichen Eier mehr. Ich esse überhaupt keine Eier mehr. Sie schaden mir. Aber damals schon. Auch bis sie, also meine Mutter, begriffen hat, daß daher neben dem Besteck oder, besser gesagt, zusätzlich zum Besteck ein selbstverständlich sorgfältig gereinigter Schraubenzieher zu liegen hat – Jahre! Jahre hat das gedauert. Dabei war sie damals noch nicht einmal so stark schwerhörig ... bis sie das mit der experimentellen Überprüfung der Kühlschrank-Innenbeleuchtung begriffen hätte ... oh je. Aber diese Frage

ist ohnedies sozusagen akademisch gewesen, denn der Kühlschrank war zu klein. Ein entfernter Verwandter, ich glaube, der Sohn des Cousins meiner Großmutter, ein gewisser Knut Hasenöhr – wir waren so weitschichtig verwandt, daß wir uns siezten, dies nebenbei – besuchte uns einmal. An sich hatten wir Besuche nicht gern, nur was willst du machen, wenn einer kommt, der, wenngleich weitschichtig, verwandt ist! Er war mir herzlich unsympathisch. Ein Elektroingenieur! Was soll ich mit einem Elektroingenieur reden?

Oder war er Wasseringenieur? Also Ingenieur für Waschbecken und Kloschüsseln und so weiter? Ich weiß es nicht mehr. Doch auch mit einem Wasseringenieur wüßte ich nicht, was reden. Vielleicht: »So, so, und was gibt es Neues auf dem Gebiet des Badewannenabflusses?« Ich bitte Sie. Das ödet einen doch an. Meiner Mutter war er allerdings sympathisch, der Ingenieur und Vetter Hasenöhr, weil er beim Reden nämlich so gebrüllt hat. Er sei, sagte sie später, der einzige Mensch gewesen, dessen Reden sie verstanden habe. Dabei war das, was Vetter Hasenöhr gesagt hat, nicht der Mühe wert, verstanden zu werden. Aus Verlegenheit, weil ich sonst nicht wußte, was mit ihm reden – für höhere, geistige Dinge hat ja wohl so ein Elektro- oder Abortingenieur kein Gespür –, habe ich ihm das Problem mit dem Kühlschrank-Innenlicht auseinandergesetzt, meinend, daß es ja gewissermaßen sein Berufsfeld berühre. Er hat gesagt: »Kommen Sie, ich zeige Ihnen was!«, und wir sind zum Kühlschrank gegangen – meine Mutter ist hinterhergestieftelt, teuflisch neugierig, wie sie war, hat aber natürlich nichts begriffen –, und er, der Vetter, hat mir

einen seitlichen Knopf im Kühlschrank gezeigt, auf den die Tür, wird sie geschlossen, drückt und damit das Licht auslöscht. Er, der Vetter, hielt die Tür offen, drückte mit dem Daumen auf den Knopf, und das Licht erlosch. »So geht das!« sagte der Dümmling. Doch ob der Türrahmen den Knopf wirklich erfaßt – ob der Knopf vielleicht zu kurz ist und so weiter, und also das Licht nur erlischt, wenn man bei geöffneter Tür den Knopf drückt ... alles ungelöst. Keine Ahnung, was aus dem Elektro-Vetter geworden ist. Er ist nie mehr gekommen. Gott sei Dank. Warum soll ich Leute sympathisch finden, nur weil ich mit ihnen verwandt bin? (Pause.) Wie mit dem Kühlschrank – so ist es mit ihm, mit dem Schwarzen.

Das Kühlschrankproblem hat sich von allein gelöst, erübrigt, wenn man so will. Ich habe den Kühlschrank verkauft, lege die Butter vors Fenster. Es ist eh meistens blödsinnig kalt in diesen Gegenden hier. Soll sich ein anderer mit der Frage auseinandersetzen, ob das Licht ... und so fort. (Pause.) Er sitzt da und schaut. Er steht nicht, er sitzt. Das ist daran zu erkennen, daß nur der obere Teil seines Oberkörpers und natürlich der Kopf sichtbar sind. Hände nicht. Alles in einen weißen, sogar schneeweißen Burnus gehüllt, der eigentlich nur das Gesicht frei läßt. Ein schwarzes, ein kohlschwarzes, ein tiefschwarzes und lackschwarzes Gesicht. Starr wie eine ... (er stutzt) ... ob es eine Puppe ist? Warum sollen die, die dort wohnen, eine Puppe ins Fenster stellen, noch dazu eine lebensgroße, schwarze Puppe? Was sollte das für einen Sinn haben? Ich kenne die Leute, die dort drüben wohnen – deren Untermieter vielleicht der Neger ist –, natürlich nicht. Aber für so be-

schränkt halte ich sie nicht, daß sie eine lebensgroße Negerpuppe ins Fenster stellen. Aber – wer weiß. Ich kenne die Leute nicht. Ich vermeide peinlich jeden Umgang mit den Leuten hier in der Umgebung. Warum wäre ich sonst hierhergezogen? Sorgfältig, um nicht zu sagen sorgfältigst, habe ich mir eine Gegend ausgesucht, in der nicht die geringste Gefahr besteht, daß dort jemand wohnt, den ich kenne. Da werde ich mich also hüten, nachbarlichen Verkehr anzufangen. Oder Besuche zu empfangen. Womöglich den entfernten Vetter Hasenöhr, den Klosett-Ingenieur. Täte mich bestens bedanken. Hatte Überdruß genug mit Besuchen und Bekannten und dem ganzen Gesindel, mit dem man zwangsläufig zu tun hat, wenn man lange genug an einem Ort wohnt und nicht achtgibt.

Hier gebe ich acht. Einmal hat eine Pfarrschwester geläutet. Ich habe sie an ihrem Hut erkannt. Nur Pfarrschwestern tragen solche Hüte. Habe durch den Türspion hinausgeschaut, dann habe ich mich auf dem Dachboden versteckt. Weiß der Teufel, was die Pfarrschwester wollte. Es war kurz nachdem ich hier eingezogen bin. Geld, wahrscheinlich, wollte sie. Was sonst. Aber mit dem Neger habe ich nicht gerechnet.

Ich kann mich daran erinnern, wann ich den ersten Neger meines Lebens gesehen habe. Das war im Krieg. Ich will die Stadt nicht nennen, in der ich damals – ein Kind, etwa sieben oder acht Jahre alt – gelebt habe, denn ich habe diese Stadt hassengelernt. Auf Schritt und Tritt ist man mehr oder weniger guten Bekannten begegnet. Und diese ganzen Friedhöfe, auf die meine Mutter ständig rennen zu müssen glaubte. Kaum ein Tag im Jahr, in dem nicht eines

Todes- oder Geburtstages eines Verwandten gedacht werden und aufs Grab gerannt werden mußte. Selbstredend mußte ich immer mit, das Blumengesteck und die Gießkanne tragen. Was meine Mutter allein an Geld für diese Blumengestecke ausgegeben hat – nein, ich habe diese Stadt has-sengelernt, aber immerhin habe ich dort den ersten Neger meines Lebens gesehen. Es war im Krieg, wie gesagt, und ich war auf dem Heimweg von der Schule. Der Heimweg führte mich am Fluß vorbei, der die Stadt durchfließt. Ein elender, übler Fluß. Entweder ein trübes, lächerliches Rinn-sal oder eine gefährliche, reißende Brühe ... kennt kein Mittelding. Nun gut, mein Fluß ist es nicht mehr. Es war, damals, als ich den ersten Neger meines Lebens gesehen habe, ein sonniger, warmer Sommertag. Es waren wenig Leute unterwegs, nein, es waren überhaupt keine Leute unterwegs, nur ich und eben – der Neger. Ich wußte aus Bildern und so weiter, daß es Neger gibt, doch gesehen hatte ich noch keinen. Und da kam mir, mitten im Krieg, ein Neger entgegen. Trotz des warmen, des fast heißen Tages trug der Neger, ich sehe ihn noch vor mir, einen dicken, schweren, seine Gestalt förmlich aufplusternden Überzieher, einen Wintermantel, kniekurz mit Hahnen-trittmuster. Ich wüßte gerne, wo dieser Neger hergekommen ist. Heutigentags – nichts Besonderes; aber man muß bedenken: damals im Krieg, und Hitler führte ja ringsum Krieg ... wie sollte da ein Neger nach Deutschland gekommen sein? Und was machte er hier? Ein Rätsel. (Pause.)

Oder ob ... (er denkt scharf nach) ... ich seh ja von hier aus nicht das Haus, das hinter dem Haus steht, aus dem mich der Neger anstarrt; es könnte ja leicht sein – bei nähe-

rem Nachdenken ... ob nicht ... von jenem Haus auf das Haus vom Neger einer hinstarrte – bei näherem Nachdenken sogar höchstwahrscheinlich, denn nur so entkommt man dem ständigen Angestarrtsein, wenn man selbst ... von der anderen Seite ... in die sozusagen jenseitige Richtung starrt. (Er steht auf und kramt in seinem Gerümpel.)

Ob ich mir auch einen weißen Burnus anschaffe? Und mich mit starrem Blick ins Fenster setze? Oder, weil ich ja weiß bin, einen schwarzen Burnus? Und zu ihm hinüberstarre? Oder, konträr, auf der gegenüberliegenden Seite aus dem Fenster starre? Bis mich dort einer bemerkt, der sich dann seinerseits einen vielleicht grünen oder auch blauen Burnus anschafft und jenseits aus dem Fenster starrt und so weiter und so fort, bis um die ganze Erde herum quasi eine Kette ... (stutzt) ... oder ob vielleicht? (Pause.)

Es ist kein Zweifel. Ich habe es bis jetzt nur noch nicht begriffen. Die starrende Kette um die Erde. (Er sucht.) Noch nicht um die ganze Erde ... erst bis zu dem Neger im weißen Burnus. (Er findet einen schwarzen Fetzen.) Habe es bis jetzt nur noch nicht begriffen. Wie eine Erlösung. Wie eine Erlösung. (Er hängt sich den Fetzen um.) Förmlich wie eine Erlösung. (Er setzt sich ans andere Fenster und blickt starr hinaus.)

DIE HUNDE-VERNICHTUNG

Und so zog sich der Chemiker in eine der schönsten deutschen Landschaften zurück, die er kannte. Das Schloß ganz in der Nähe hieß mit Recht »Nonpareil«, und für die Gegend war kein anderes Wort angebracht, als dies, für dessen Gebrauch man sich schon förmlich entschuldigen muß: anmutig. Einige wilde Felsen, die gelegentlich das Tal begrenzen, unterstrichen nur die Anmut; und Natur und menschliche Hand hatte die Erscheinung dieses Landstriches aufs lieblichste gemischt – würde ein Romantiker sagen; hat es vielleicht gesagt, denn es schien Dr. Woblistin, so hieß der Chemiker, ganz unmöglich, daß hier nicht irgendwann Eichendorff durchgekommen war. Oder mindestens Rilke.

Bis die Hunde kamen. »Hunde haben«, so Erich Kästner, »drei Eigenschaft zuviel: sie stinken, sie bellen und sie gehorchen.« Die erste und die dritte Eigenschaft hätten Dr. Woblistin nicht tangiert; aber die zweite tangierte ihn wohl. Nein, tangierte ihn nicht, traf ihn ins Herz.

Nicht eigentlich die Hunde kamen, jedenfalls nicht sofort und nicht erkennbar. Es kam ein Mensch namens Troppschuh, der zunächst nur dadurch auffiel, daß er am Bach saß und Ratten schoß. Damit beschäftigte er sich, bis sein Haus fertig war, das etwa hundert Meter von Dr. Woblistins Haus entfernt lag. Baugenehmigung war erteilt, auch die Gewerbe genehmigung für den Betrieb des Hundezwingers.

(Dr. Woblistin erkundigte sich später auf den zuständigen Ämtern; es war alles in Ordnung, leider.)

Die Hunde kamen offenbar in Kisten oder die Jung-
hunde, oder die noch nicht ganz ausgebrüteten oder wie,
jedenfalls kamen Kisten, und als Dr. Woblistin abends
gegen halb acht, nachdem seine Haushälterin das Geschirr
weggeräumt hatte und gegangen war, genüßlich in einem
nach seinen eigenen Angaben gefertigten, mit Stoff im
schottischen Karo (Tartan: Sutherland) bezogenen Sessel
zurückgelehnt saß und der »Gran Partita KV 361« zuhörte,
oder besser gesagt: zuhören wollte, ging es los.

Ob die Hunde da ins Freie gelassen wurden, erstmals,
oder ob sie vorher noch nicht bellen konnten und erst
dann, in diesem Moment zum Bellen gelangten, war nicht
auszumachen, interessierte Dr. Woblistin auch nicht.

Die Hunde bellten. Sie jaulten. Sie heulten. Langgezogene
Kreischttöne. Sägende Staccatozacken. Grunzartige Kläfffun-
gen. Nervöse akustische Zusammenraffungen. Rülps-Salven.
Hinschmetterungen flacher Bellknaller. Wie ersterbendes
(aber leider nie erstorbenes) Winseln, sirenenartig. Furz-
gleiche Kehllaute. Langgezogene, noch länger gezogene
Luftzermalmer. Von einer Ausdauer – so eine Ausdauer ist
gegen die Weltordnung. »Irgendwann muß doch das Vieh
erschöpft sein«, ächzte Dr. Woblistin. Ein Hund wird je-
doch von allem möglichen erschöpft, vom Bellen nicht.

Dr. Woblistin drehte die »Gran Partita KV 361« ab und
telephonierte höflich mit Herrn Troppschuh. Dann tele-
phonierte er unhöflich. Dann erhob er Beschwerde. Dann
erhob er Einspruch. Dann erstattete er Anzeige. Dann pro-
zessierte er.

Es half alles nichts. Die Schaltstellen der Welt sind offenbar mit seelischen Mißgeburten besetzt, denen Hunde näherstehen als die »Gran Partita KV 361« und der Friede eines alten Mannes.

Da besann sich Dr. Woblistin auf seinen ehemaligen Beruf, von dem er sich zurückgezogen hatte, um den Lebensabend in dieser schönen Gegend zu genießen. Vorher hatte er einiges andere erwogen, unter anderem die Anschaffung einer Haubitze, auch Selbstmord oder Auswanderung. Die Haubitze hatte er schon beim Landratsamt beantragt, in einer Anwendung scherzhafter Lösungsversuche. Das Landratsamt hatte den Antrag aber ernstgenommen, und um ein Haar wäre Dr. Woblistin in die Nervenheilanstalt eingewiesen worden. »Eine Haubitze wird keinesfalls genehmigt«, schrieb er erbost, »das Sperrfeuer aus Hundegejaule schon.«

Mit Selbstmord hätte er, meinte Dr. Woblistin, den Kötern und ihrem Tropfschuh oder dem Tropfschuh und seinen Kötern zuviel Ehre angetan. Und Auswanderung ist wahrscheinlich zwecklos, denn es gibt auf der Erde mehr Hunde als Teufel in der Hölle.

Also besann sich Dr. Woblistin auf seinen erlernten Beruf als Chemiker. Er experimentierte. Das ließ ihn sogar zeitweilig den Köterlärm vergessen. Dann, eines Tages, hatte er, Dr. Woblistin, die Lösung: eine Mischung aus hochexplosivem, aber nicht zu hoch explosivem Sprengpulver und einer auf Magensäure reagierenden Chemikalie. Er formte kleine Bälle aus Hackfleisch mit einer tüchtigen Ladung des – wie er es bei sich nannte – »Woblistinits«. In der Nacht schlich er sich im Schutze der Gebellwolke an

das Gehege heran und verteilte die kleinen Bällchen am Gitter.

Es waren – zunächst – acht Bällchen. Es gab jedoch nur sieben Explosionen. Eine der Lärmbestien mußte also zwei Bällchen gefressen haben.

Selbstverständlich fiel der Verdacht sofort auf Dr. Woblistin, der natürlich schlauer war als ein Hundeausbrüter und auch als die Polizei. Man fand außer ein paar harmlosen Chemikalien und einer nicht zu beanstandenden Sammlung von Schallträgern mit klassischer Musik nichts – die Bällchen hatte ja niemand gesehen. Eine Autopsie der Köter war dank der verheerenden Wirkung des »Woblistinits« ausgeschlossen.

Der Lärm der Köter ließ durch die Dezimierung der Herde nicht merklich nach. Mag auch sein, es waren schon wieder welche nachgewachsen. Dr. Woblistin wiegte Troppschuh in Sicherheit, wartete also drei Wochen, dann noch mal zwei Wochen, ehe er mit neuerlichem Jäten einsetzte. Diesmal gab es dreiundzwanzig Explosionen. Eine davon ereignete sich, da der Hund vor seiner Zerreißung noch rasch ins Haus gelaufen war, innerhalb des Anwesens, das daraufhin frisch gestrichen werden mußte. Frau Troppschuh stank noch im Krankenhaus, wo sie wegen des Nervenschocks behandelt werden mußte, nach Hundekacke.

Diesmal wurde der Lärm tatsächlich weniger. Noch zwei-, dreimal, dachte Dr. Woblistin, und die akustische Hölle ist gelöscht.

Es kam anders, allerdings auch nicht schlechter.

Es war ein Donnerstag im Juli und schönes, warmes Wetter. Dr. Woblistin hatte nur noch vier Bällchen ausgelegt,

denn es waren nicht mehr viele Hunde da, und die hatte Troppschuh über Nacht, wohl aus Sicherheitsgründen, ins Haus gesperrt.

Woblistin stand am Fenster und schaute hinüber, als der Tag zu glänzen begann. Nach einiger Zeit öffnete sich drüben die Tür. Das konnte Woblistin mit bloßem Auge sehen, aber nun setzte er sein Fernglas an. Nicht die Hunde stürzten heraus, um sogleich den unschuldigen Morgen mit Gekläff zu verseuchen, sondern Herr Troppschuh im Morgenmantel.

Er schloß die Tür hinter sich. Dann inspizierte er den Gitterzaun. »Oh je«, dachte Dr. Woblistin, »jetzt findet er die Bällchen. Na ja – sie sind ja nicht signiert.«

Er fand eins der Bällchen. Was tut er? Als echter Hundefreund unterscheidet er nicht zwischen Nahrung für sich und seine Hunde. Wahrscheinlich aßen Troppschuhs weniger fein, als ihre Köter fraßen.

Er aß das Bällchen. Dann das zweite. Zum dritten kam er nicht mehr.

Natürlich erzählte Dr. Woblistin niemandem, daß er das beobachtet hatte, auch der Polizei nicht, die selbstredend bei ihm strengstens nachfragte, schließlich ging es um einen Mord: Es ging langsam wie in Zeitlupe, oder jedenfalls kam es Woblistin so vor. Erst blähte sich der Morgenmantel Troppschuhs zu Ballongröße auf, dann hob es ihn etwa zwei Meter in die Luft, dann sprangen ihm die Augen wie Geschosse aus dem Gesicht, dann tat es einen Knall und ...

Dr. Woblistin setzte das Fernglas ab, zog sich in seinen Sessel zurück und legte endlich wieder die »Gran Partita